



Enquetekommission IV

6. Sitzung (öffentlicher Teil)¹

9. Oktober 2020

Düsseldorf – Haus des Landtags

13.30 Uhr bis 15:05 Uhr

Vorsitz: Dr. Martin Vincentz (AfD)

Protokoll: Sitzungsdokumentarischer Dienst

Verhandlungspunkt:

Bildung und Einsamkeit

3

– Anhörung von Sachverständigen (*s. Anlage*)

* * *

¹ nichtöffentlicher Teil mit TOP 2 bis 4 siehe nöEKPr 17/82

Bildung und Einsamkeit

– Anhörung von Sachverständigen (s. *Anlage*)

Vorsitzender Dr. Martin Vincentz: Meine Damen und Herren! Ich heiße Sie recht herzlich zu unserer nunmehr 6. Sitzung der Enquetekommission IV „Einsamkeit“ willkommen. Zu unserer Sitzung begrüße ich die Mitglieder der Kommission, sowohl unsere anwesenden internen Sachverständigen als auch die sachverständigen Gäste. Unter anderem sind uns zugeschaltet Herr Dr. Hans Dietrich vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der BA, Frau Professorin Dr. Martina Richter der Universität Duisburg-Essen sowie Frau Losch-Engler vom Landesverband Kindertagespflege NRW e. V. Ich begrüße genauso unsere wissenschaftlichen Referentinnen und Referenten sowie die anwesenden Gäste und Interessenten, welche zur Anhörung gekommen sind.

Ich möchte Sie darauf hinweisen, dass wir heute einen öffentlichen und einen nichtöffentlichen Teil haben. Der öffentliche Teil liegt am Anfang unserer Sitzung. Dabei handelt es sich um die Anhörung. Ich werde einen Hinweis geben, wenn wir zum nichtöffentlichen Teil übergehen. Es wird dann eine kurze Unterbrechung geben, damit die Anwesenden zur Not einen Schluck Wasser zu sich nehmen können. Alle, die nicht der Kommission angehören, können dann den Saal verlassen. Dazu gebe ich den Hinweis, dass das Trinken im Plenarsaal verboten ist.

Die Einladung zur heutigen Sitzung ist Ihnen mit der Nummer E 17/1480 zugegangen. Änderungen oder Ergänzungswünsche zur Tagesordnung liegen mir nicht vor, so dass wir direkt mit dem Tagesordnungspunkt 1 – dabei handelt es sich um die öffentliche Anhörung bzw. die Anhörung von Sachverständigen – starten können.

Sehr geehrte Sachverständige, im Namen der Enquetekommission möchte ich mich bei Ihnen ganz herzlich für Ihre heutige Teilnahme sowie für die bereitgestellten Stellungnahmen bedanken. Bisher sind zwei Stellungnahmen eingegangen.

Zunächst ein paar organisatorische Hinweise: Wir hatten im Vorfeld besprochen, dass es eher fünfminütige Eingangsstatements geben könnte. Da die Stellungnahmen sehr kurzfristig eingegangen sind, schlage ich vor, dass wir die Eingangsstatements auf zehn Minuten erweitern, damit die Sachverständigen ein bisschen mehr die Möglichkeit haben, Ausführungen zu ihren Top-Key-Points zu machen. Danach haben die Mitglieder der Kommission sowie unsere Sachverständigen die Möglichkeit, Rückfragen zu stellen.

Noch ein Hinweis zur Technik: Sie sehen die Mikrofone vor sich. Wenn Sie nachher sprechen, drücken Sie sich bitte einmal mit dem Knopf des Mikrofons ein. Dann leuchtet der rote Ring, und Sie können direkt sprechen.

Was die Eingangsstatements angeht, schlage ich aus technischen Gründen vor, dass wir mit Herrn Dr. Hans Dietrich, der uns zugeschaltet ist, beginnen. Danach sind die anderen Sachverständigen an der Reihe.

Dr. Hans Dietrich (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, IAB, der Bundesanstalt für Arbeit): Herzlichen Dank für die Einladung, hier sprechen zu dürfen. Ich bin nicht wirklich ein Armuts- oder Einsamkeitsforscher, sondern beschäftige mich schwerpunktmäßig mit Bildungsforschung. Im Augenblick befasse ich mich verstärkt mit den Auswirkungen von Covid-19 auf den Bildungserwerb junger Menschen. Dabei geht es mir auch um den Zusammenhang von sozialer Herkunft und Schulerfolg, der für Deutschland relativ gut belegt ist.

Bei dem Zusammenhang von Homeschooling und sozialer Herkunft in Covid-19-Zeiten handelt es sich um einen komplexen Zusammenhang. Die Unterstützung der Kinder hängt sowohl von materiellen Voraussetzungen als auch von den kulturellen und sozialen Präferenzen der Eltern ab. Vielfach reproduzieren die Kinder das Bildungsniveau der Eltern. Mit der sozialen Herkunft geht neben der monetären Ausstattung der Familie auch die Wohnsituation einher. Gerade in Covid-19-Zeiten gewinnt die Wohnsituation im Falle von Homeschooling an Bedeutung. Die Wohnsituation hat jetzt mehr Relevanz als vor der Covid-19-Zeit, weil die Kinder ihr Homeschooling nun in ihrer spezifischen Wohnumgebung betreiben müssen. Je geringer die soziale Herkunft der Kinder ist, desto weniger Platz steht ihnen für das Erledigen der Schularbeiten und das Durchführen von Lerntätigkeiten typischerweise zur Verfügung. Die Schüler sollten mehr oder minder Zugang zu einem eigenen ruhigen Arbeitsbereich bzw. zu einem Arbeitszimmer haben.

Weiterhin hat der Computerzugang – inklusive Laptops oder Tablets – und der damit verbundene Internetzugang in Covid-19-Zeiten wesentlich an Bedeutung gewonnen. Insgesamt hat die soziale Herkunft im Zusammenhang mit Covid 19 an Bedeutung gewonnen. Wir konnten feststellen, dass etwa der Lernaufwand, den Schüler für die Schule betrieben haben – gemessen an der Anzahl der Stunden pro Tag, die Schüler für Schulleistungen verwendeten –, je nach sozialer Herkunft unterschiedlich umfangreich war. Der Lernaufwand hängt mit dem Bildungsniveau der Eltern, aber auch mit der Wohnungs- bzw. PC-Ausstattung zusammen.

Weiterhin sind die sozialen Netzwerke der Familie von Bedeutung. Diese gestalten sich je nach sozialer Position der Eltern unterschiedlich. Das gilt insbesondere dann, wenn es um Erwachsenenetzwerke geht, welche die Kinder mit nutzen können. Daneben wurden Peer-Netzwerke berücksichtigt. Dabei konnten wir feststellen, dass Kinder fehlende Unterstützung durch das Elternhaus ein Stück weit durch Peer-Unterstützung kompensieren konnten. Wie kann Peer-Unterstützung in Covid-19-Zeiten stattfinden? Sie geschieht wesentlich auf der Grundlage von Handy- und Computerzugang. So wird auf digitale Weise der Kontakt zu Freunden aufrechterhalten.

Digital findet auch der Austausch von Schulleistungen bzw. Arbeitsaufgaben mit der Schule bzw. den Lehrkräften statt. Mit der individuellen Computerausstattung werden somit nicht nur soziale Netzwerke gestärkt, sondern gleiches gilt auch für den Zugang zu den Schulen und den Austausch mit ihnen. Wir haben festgestellt, dass die Schulen bzw. die Lehrer die Schüler in sehr unterschiedlicher Weise mit Lernunterlagen, Lernaufgaben sowie auch Feedback versehen haben. Diejenigen Schüler, die über keinen Computer- bzw. Handyzugang verfügten, waren von einer digitalen Unterstützung

durch die Schule wesentlich ausgeschlossen. Die Unterstützung durch die Schulen erfolgte nur zu einem kleineren Teil, und zwar per Post.

Insoweit kann festgestellt werden, dass die Lernsituation für junge Menschen in Covid-19-Zeiten im Allgemeinen wesentlich von der sozialen Herkunft und im Speziellen insbesondere von der digitalen Ausstattung im Rahmen der häuslichen Lernsituation geprägt wird.

Alleinerziehende Eltern und deren eingeschränkte finanzielle Ressourcen sind, was die Armutsperspektive angeht, besonders zu beachten. Auch bei guter elterlicher Bildung erfahren Kinder in alleinerziehenden Haushalten im Vergleich zu vollständigen Familien häufiger Restriktionen in Bezug auf ihren Lernerfolg. Dazu könnte beitragen, dass die Schüler in diesen Fällen häufiger über kein eigenes Arbeitszimmer und keine entsprechende digitale Lernausstattung verfügen.

Prof.‘in Dr. Martina Richter (Universität Duisburg-Essen): Auch ich bedanke mich herzlich für die Einladung zur heutigen Anhörung zum Thema „Einsamkeit und Bildung“. – Bei der Enquetekommission IV geht es um Einsamkeit und die Bekämpfung sozialer Isolation in Nordrhein-Westfalen sowie um die daraus resultierenden physischen und psychischen Folgen. Dadurch wird es meines Erachtens erst einmal möglich, das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen in das Blickfeld einer Fachöffentlichkeit zu rücken. Das begrüße ich zunächst einmal.

Einsamkeit und soziale Isolation betreffen – es ist wichtig, das anzumerken – grundsätzlich sämtliche Lebensalter und bedürfen deshalb einer fachwissenschaftlichen und fachpolitischen Aufmerksamkeit. In meinem Statement werde ich mich auf Kindheit und Jugend sowie auf sie betreffenden Bildungsgelegenheiten und Bildungsorte beziehen.

Das Thema „Einsamkeit und soziale Isolation in Kindheit und Jugend“ schließt sicherlich erst einmal an Themen einer jüngeren deutschsprachigen und auch internationalen Fachdebatte an, indem den Perspektiven von Kindern und Jugendlichen – wir können das in der Forschung beobachten – eine vermehrte Aufmerksamkeit zukommt. In dieser Forschung geht es in zunehmendem Maße darum, das subjektive Erleben und auch das Gestalten sozialer Bezüge von Kindern und Jugendlichen in den Blick zu nehmen. Das heißt, dass die Perspektive von Kindern und Jugendlichen nicht mehr einfach unter „Familie“ subsumiert wird, sondern die jungen Menschen selbst werden in diesem Zusammenhang als ernstzunehmende Akteur*innen und auch aktive Gestalter*innen wahrgenommen. So treten sie auch in diesen Debatten in Erscheinung.

Man könnte von einer stärkeren Anerkennung auch der Perspektiven von Kindern und Jugendlichen sprechen. Gleichzeitig kann beobachtet werden, dass sich das durchaus auch in der jüngeren Rechtsprechung zeigt. Ich nenne in dem Zusammenhang zum Beispiel die UN-Kinderrechtskonvention. Damit sollen Bildung, soziale Teilhabe und auch der Schutz von Kindern und Jugendlichen stärker gewährleistet werden. Sie werden als Rechtsträger*innen sichtbar und dann auch durchaus so positioniert. Zugleich werden sie auch dort – das ist ein wichtiger Punkt – eher als vulnerable Personen konzipiert. Was meine ich damit? Ich meine, dass damit nichtsdestotrotz eher

Erwachsenen überantwortet wird zu entscheiden, was für Kinder und Jugendliche gut und richtig ist. Damit sind nicht unbedingt – dieser Punkt ist mir wichtig – per se Partizipationsrechte im Sinne von Mitbestimmungsrechten und auch Beschwerderechten für Kinder und Jugendliche verbunden. Über folgende Frage muss nachgedacht werden: Wie gelingt es, Partizipationsrechte bzw. Mitbestimmungs- und Beschwerderechte von Kindern und Jugendlichen entsprechend zu platzieren?

Bei der Frage, wie man Einsamkeit und soziale Isolation zu verstehen sind, kann man einerseits davon sprechen, dass es darum geht, so etwas wie soziale Verwiesenheit auf andere festzuhalten, während es auf der anderen Seite um Phänomene geht, die sich in den Kontext spezifischer gesellschaftlicher Bedingungen stellen lassen. Demnach sind sowohl soziale Beziehungen als auch die strukturellen Voraussetzungen, die in Kindheit und Jugend Einsamkeit und soziale Isolation bedeuten können, aus einer erziehungs- und sozialwissenschaftlichen Perspektive heraus in den Blick zu nehmen. Das ist sicher die Perspektive, für die Katharine Sufryd und ich heute hier stehen.

Es geht durchaus darum – das ist der Fokus meiner Stellungnahme –, die strukturellen Voraussetzungen in den Blick zu nehmen, die das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen heute ausmachen. Was meine ich damit? Damit meine ich, dass es strukturelle Voraussetzungen gibt, die für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen bestimmend sind. Ein Aufwachsen in ökonomisch unsicheren Verhältnissen geht in hohem Maße mit Belastungen und Bewältigungsanforderungen einher. Diese zeigen sich bei Kindern und Jugendlichen in unterschiedlicher Art und Weise.

Die prekären Lebensverhältnisse, die wir an verschiedenen Stellen – die entsprechenden Zahlen sind, glaube ich, auch für NRW sehr eindeutig – sehen, sind für Kinder und Jugendliche wirkmächtig. Sie werden von ihnen artikuliert sowie entsprechend erlebt. Auch dazu gibt es Forschung zum Beispiel im Kontext der Wohlergehensforschung, in deren Rahmen Kinder in den Blick genommen und befragt werden. Dabei zeigt sich deutlich, dass Kinder und Jugendliche eine hohe Sensibilität in Bezug darauf haben, welche strukturelle Position ihnen gesellschaftlich zugewiesen wird und welche beschränkten Möglichkeiten auch mit Blick auf eine Bildungsteilnahme damit verbunden sind. Damit können auch Ausschlüsse im Alltag verbunden sein. Das zeigt sich durchaus in der Art und Weise, wie sich Ängste sowie auch soziale Beschämung bei Kindern und Jugendlichen zeigen.

Wenn in Bezug auf die angeführte Perspektive – nämlich hinsichtlich der strukturellen Voraussetzungen für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen – noch einmal auf das Thema geschaut wird – dazu gibt es die entsprechenden Forschungen –, geht es darum, über die Frage einer öffentlich garantierten sozialen Infrastruktur zu sprechen. Dabei geht es um die Sicherstellung von Bildungszugängen und sozialer Teilhabe. Diese soziale Infrastruktur ist so anzulegen, dass sie in ihrer Gestaltung und ihren Möglichkeiten in Passung zu den Bedarfen von Kindern und Jugendlichen gebracht werden kann. Damit wird im Hinblick auf die Bedarfe von Kindern und Jugendlichen eine Perspektive zugrunde gelegt sowie auch die Ausgestaltung von Bildungsinstitutionen entsprechend gedacht. Das heißt aber nicht, dass damit gleichzeitig eine individualisierende Überantwortung von Problemen, Krisen und Notlagen auf Kinder

und Jugendliche geschieht. Vielmehr geht es um einen Blick auf die strukturelle bzw. organisatorische Ausgestaltung sowie um die pädagogischen Möglichkeiten institutioneller Bildungssettings, die dem Anspruch folgen, allen Kindern und Jugendlichen Inklusion, Partizipation und Anerkennung zuzusichern.

Es ist ein entscheidender Perspektivwechsel im Hinblick darauf, ob das Kind in den Fokus einer Problematisierung gerät oder ob es darum geht zu schauen, wie Institutionen aufgestellt sind und in Passung zu dem gebracht werden, was Kinder und Jugendliche für ein gutes Aufwachsen benötigen. Diese Gestaltungsanforderungen sind durchaus noch einmal mit qualifizierten Leitungskräften, Lehrkräften und sozialpädagogischen Fachkräften, die eine entsprechende Expertise haben, zu stützen. Dafür werden Zeit-, Raum- und Stellenressourcen benötigt, welche durch eine öffentliche Infrastruktur gewährleistet werden müssen.

Wenn auf diese Infrastruktur geschaut wird – ich knüpfe mit meinen Forschungsarbeiten im Bereich Jugendhilfe und Schule daran an –, sieht man, dass es genau darum geht zu sehen, wie diese Infrastruktur entsprechend aufgebaut werden kann. Einer meiner Forschungsbereiche bezieht sich auf ganztägige Bildungssettings, die ich auch als Infrastrukturangebot verstehen möchte. Dabei geht es darum, ein entsprechendes Gefüge aus Schule und Jugendhilfe bereitzustellen.

Diese ganztägigen Bildungssettings werden im Rahmen neuerer Forschungen durchaus unter der Perspektive einer institutionellen Öffnung verhandelt. Damit ist gemeint, dass diese Settings – im erweiterten Sinne könnte auch von Ganztagschule gesprochen werden – eine starke Öffnung in Richtung Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen in Aussicht stellen, wenn bestimmte Bedingungen und Voraussetzungen auch so gegeben sind. Damit ist beabsichtigt, dass hier die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen, aber auch familiäre Konstellationen Berücksichtigung finden, wenn wir über ein entsprechendes Bildungssetting sprechen. Mit dieser lebensweltlichen Perspektive geht es auch darum, den umfassenderen Bildungs- und Erziehungsauftrag ganztägiger Bildungssettings unter heterogenen Bedingungen des Aufwachsens noch einmal in besonderer Weise zu berücksichtigen und dafür sensibel zu sein.

Wenn man die Lebenswelt mit einbezieht, beinhaltet das auch den Blick auf Familie und Elternschaft. Auch wenn wir heute einerseits eine stärkere Bedeutsamkeit pädagogischer Institutionen in Kindheit und Jugend beobachten können, heißt das andererseits nicht, dass die familiäre Konstellation weniger bedeutsam ist. Vielmehr ist sie beim Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen nach wie vor wichtig. Das sollte in entsprechender Weise bedacht werden. Es besteht da aber auch eine Abhängigkeit von Ressourcen, über die Familien bzw. Eltern verfügen.

Hier ist zu beobachten – ich finde, dass das ein wichtiger Punkt ist –, dass hier einerseits die Ganztagschule stärker in den Blick genommen wird, während andererseits gleichzeitig Eltern – insbesondere Mütter – aufgrund eines hohen Bildungsanspruches in eine besondere Verantwortung kommen. Wir haben gerade etwas über die Covid-19-Debatte gehört. Ich glaube, hier hat sich wie in einem Brennglas – das zeigen erste Forschungen – gezeigt, wie Eltern bzw. Mütter zum Beispiel beim Homeschooling in die Verantwortung geraten. Wir sprechen in diesem Zusammenhang im Rahmen

fachwissenschaftlicher Debatten von einer stärkeren Responsibilisierung von Eltern und Müttern.

Ich richte abschließend im Hinblick auf die Gestaltung meinen Blick auf ganztägige Bildungssettings. In dem Zusammenhang gilt es, die Frage zu stellen: Wie kann das pädagogisch ausgestaltet werden? Dabei geht es aktuell in sehr starkem Maße um die Frage der multiprofessionellen Kooperation in ganztägigen Bildungssettings sowie darum, wie hier in gegenseitiger Bezugnahme der unterschiedlichen Akteure Kinder, Jugendliche und Eltern in besonderer Weise in ihrem Alltag unterstützt werden können.

Auch hier ist es sicherlich wichtig, dass im Kontext von Ganztagssettings so etwas wie Multiprofessionalität kein Selbstläufer ist. Die Kooperation ergibt sich notwendigerweise darüber, dass sich bestimmte unterschiedliche Berufsgruppen unter einem Dach versammeln. Es sind bestimmte Voraussetzungen nötig, um ein qualitativ hochwertiges Bildungsangebot bereitstellen zu können. Dafür ist strukturelle und institutionell abgesicherte sowie auch lokal eingebundene Infrastruktur vonnöten, in die Schule und Jugendhilfe entsprechend eingebunden sind.

Ich möchte noch einmal – das zeigt sich auch sehr deutlich bei der Forschung – betonen, dass das immer etwas damit zu tun hat, wie die Qualifizierung der Fach- bzw. Lehrkräfte sowie der Schulleitungen aufgestellt ist. In Bezug darauf können wir beobachten, dass das Setting derjenigen, die dieses Ganztagsschulsetting gestalten sollen, zunehmend heterogener wird, was aber nicht per se dazu führt, dass es mehr Qualifizierung gibt. Vielmehr werden hier zum Teil Personen mit eingebunden, die oftmals nicht über eine fachlich spezifische Qualifizierung verfügen. Diese werden in die Verantwortung genommen. Ihnen wird über Gebühr die Verantwortung für das Setting zugemutet. Auch ist hier ein fehlender kollegialer Austausch zu beobachten. Insofern zeigt sich beim Ganztagssetting, welches sehr ambitioniert angetreten ist, sehr deutlich eine Form der Deprofessionalisierung. Insofern stellt sich die Frage: Wie können hier Strukturen gesichert werden, um so etwas wie Bildung in angemessener Art und Weise bereitstellen zu können?

Inge Losch-Engler (Landesverband Kindertagespflege NRW e. V.): Herzlichen Dank für die Einladung. Ich freue mich sehr, dass auch die Kindertagespflege heute ein Statement zu dem zur Diskussion stehenden Thema abgeben kann. – Ich möchte kurz darüber informieren, was Kindertagespflege ist und wie sie sich in NRW unter anderem darstellt. Wir haben Kindertagespflegepersonen, die vorwiegend Kinder von null bis drei Jahren betreuen. Sie können aber auch – das ist, glaube ich, den wenigsten bekannt – Kinder bis zum vollendeten 13. Lebensjahr betreuen. Im Zusammenhang mit dem Anspruch auf einen Betreuungsplatz im Jahr 2025 möchte ich das noch einmal erwähnen.

Die Kindertagespflegpersonen dürfen bis maximal fünf Kinder allein betreuen. In Großtagespflegen sind es neun Kinder. Auch wenn das KiBiz dies jetzt mit den Verträge nach oben hin geöffnet hat – bei der Großtagespflege geht es dabei um bis zu 15 Verträge –, dürfen nur neun Kinder anwesend sein. Das heißt, dass es sich um eine kleine Gruppe handelt. In der klassischen Kindertagespflege zu Hause bzw. in angemieteten Räumen dürfen es maximal fünf Kinder sein.

Momentan gibt es – ich fand das ganz interessant; uns liegen die neuen Zahlen vor – bundesweit 134.943 Kinder in Kindertagespflege, und die Zahl der Kindertagespflegepersonen beträgt 51.180. In NRW gibt es – Stand 1. März 2020 – 15.586 Tagespflegepersonen. Bundesweit sind es 44.782. Durch Corona haben wir die Ausfälle nicht mit berücksichtigen können. Die Zahlen wird es im nächsten Jahr geben.

Bei der Kindertagespflege handelt es sich um die ganz kleinen Kinder. Bei denen ist es sehr schwierig, Einsamkeit zu beobachten bzw. zur Kenntnis zu nehmen. Es gibt aber dennoch ganz kleine Kinder – darüber kann ich berichten, denn ich habe 16 Jahre lang als Pädagogin in einem Kinderheim gearbeitet; in meiner Gruppe waren die Kinder neun Monate bis 16 Jahre alt –, die traumatisiert sind. Das traf auch auf ein neun Monate altes Kinder in meiner Gruppe zu. Ich habe im Zuge meiner Tätigkeit als Fachberaterin neben Kindertagespflegepersonen auch mit den Eltern eine Beratung vor Ort durchgeführt. Mit denen habe ich auch darüber geredet, wie sich ihre derzeitige Lebenssituation darstellt. Dabei habe ich festgestellt, dass auch Kleinstkinder – das haben mir Kindertagespflegepersonen berichtet – ein Gefühl von Einsamkeit und Trauer haben. Das äußert sich dadurch, dass sie womöglich ihre Umwelt kaum wahrnehmen, ein großes Schlafbedürfnis haben und sich kaum bemerkbar machen. Diese Kinder sind in der Regel sehr ruhig. Sie ziehen sich immer mehr zurück. Wenn es ihnen nicht gut geht, schreien sie nicht laut, sondern wimmern eher. Manchmal wird die Nahrungsaufnahme reduziert, manchmal aber auch vermehrt danach verlangt.

Wodurch kann typischerweise ein solches Gefühl in dieser Gruppe entstehen? Es kann zum Beispiel dadurch entstehen, dass die Trennung von den Bezugspersonen – sprich: den Eltern oder einem Elternteil – zu früh erfolgte. Jedoch kann es auch sein, dass schon bei den Eltern nicht erkannte Depressionen vorhanden sind oder dass diese sich unter enormem Stress befinden. Bei meiner Tätigkeit habe ich auch erlebt, dass ein Elternteil starb oder sich die Eltern getrennt haben. Des Weiteren geht es auch um die soziale Isolation bzw. darum, dass der betreffende Mensch sich in seinem sozialen Umfeld nicht integrieren kann. Auch die Verwahrlosung dürfen wir nicht vergessen. Es gibt Verwahrlosung, die nach außen hin nicht unbedingt sichtbar ist, bei den Kleinen aber schon zu bemerken ist. Ich erinnere nur an den in diesem Jahr in Mönchengladbach aufgetretenen Fall, wo es zum Tod eines kleinen Jungen kam. Weil er nicht mehr in den Kindergarten ging, konnte das soziale System nicht greifen. Die Verwahrlosung war deshalb nicht sichtbar.

Festzustellen ist, dass es vermehrt häusliche Gewalt auch bei Eltern gibt, die ihre Kinder in die Kindertagespflege geben. Mir wurde die Vermutung mitgeteilt, dass es in den Familien oft häusliche Gewalt gibt. In dem Zusammenhang ist es für die Fachberatung wichtig, darauf zu schauen und Gespräche mit den Eltern zu führen. Dabei geht es darum, präventiv Hilfe anzubieten.

Auch den sexuellen Missbrauch dürfen wir nicht vergessen. Die entsprechenden Zahlen steigen – unabhängig davon, was jetzt gerade nach oben gespült wird. In der Qualifizierung von Tagespflegepersonen gibt es ein Modul namens „Kindeswohlgefährdung“. Auf dem Gebiet bin ich in der Regel tätig, denn ich bin auch Kinderschutzfachkraft. Dort erfahre ich die aktuellen Zahlen, die sehr besorgniserregend sein.

Alkohol und Drogenabusus der Eltern bzw. eines Elternteils spielen ebenfalls eine Rolle. Das ist nicht immer sichtbar und wird öfter – wir alle kennen das – ein wenig vertuscht.

Wie kann man gegebenenfalls eine Verbesserung herbeiführen? Dabei geht es um die Hilfsangebote vor Ort. Es ist wichtig, dass die Fachberatung darauf hinweist, dass es die Frühen Hilfen gibt. Die Eltern werden in der Regel nach der Geburt eines Kindes von bestimmten Menschen, die auf dem Gebiet der Frühen Hilfen tätig sind, besucht. In der Regel sind das Hebammen oder Kinderkrankenschwestern. Des Weiteren gibt es den Kinderschutzbund, die Kinderschutzfachkraft – bei der könnte ich als Kindertagespflegeperson anrufen, um mir Hilfe zu holen – sowie andere, die sich in diesem Arbeitsfeld bewegen.

Welche Rolle spielt Armut in der Familie, was Einsamkeit angeht? Sie spielt eine sehr große Rolle. Familie können vermeintlich nicht am sozialen Leben teilnehmen oder fühlen sich wegen ihrer Armut stigmatisiert. Wenn Familien isoliert sind, sind auch ihre Kinder isoliert. Die Bildungsangebote der Eltern finden kaum oder gar nicht statt.

Welche Rolle spielt Einsamkeit für ungerade Bildungsabläufe bzw. generell für den Bildungserfolg von Kindern? Bei Kleinstkindern oder Kleinkindern ist es noch nicht sehr ausgeprägt, nicht zur Gruppe zu gehören. Das wird sich erst in den späteren Lebensjahren zeigen. Man weiß, dass sich die Hirnentwicklung bei Menschen, die nicht einsam sind, anders darstellt als bei Menschen, die einsam sind.

Welche Bedeutung haben Tagesmütter bzw. Tagesväter für die frühkindliche Bildung? Die Kindertagespflegeperson hat es aufgrund einer sehr kleinen Gruppe mit einer überschaubaren Anzahl von Eltern bzw. Elternteilen zu tun. Deshalb hat sie die Möglichkeit, sehr schnell zu reagieren, wenn sie irgendetwas bemerkt, was sich in der Familie vielleicht gerade anbahnt oder schon schiefläuft. Kindertagespflegepersonen können auch als Lotsen dienen. Das heißt, sie können auf Hilfsangebote aufmerksam machen und diese auch weitergeben.

Kindertagespflegepersonen haben die Möglichkeit, individuell sehr gut auf die Entwicklung der Kinder einzugehen und diese zu befördern. Kinder, die keine Geschwister haben, lernen, sich in einer kleinen und überschaubaren Gruppe – in ihr befinden sich, wie ich erwähnte, maximal fünf oder neun Kindern – zu entwickeln und zu behaupten. Wir reden hier von U3-Kindern. Die Jüngste, die ich vermittelt habe, war sechs Wochen alt. Das geht aber bis hin zum dritten Lebensjahr.

Kinder lernen soziale Wissens- und personale Kompetenzen im Umgang mit den Kindern in ihrer Gruppe. Es entstehen die ersten emotionalen Bindungen zu anderen Kindern.

Kinder lernen, Resilienzen zu entwickeln. Dabei kann die Kindertagespflegeperson individuell begleiten.

Es geht von Anfang an um Partizipation und Demokratie. Im Augenblick gibt es ein Bundesprogramm, welches befördert, dass sehr kleine Kinder partizipativ am Alltag teilnehmen und sich demokratisch behaupten können. Das fängt damit an, dass ich als Tagespflegeperson sage: Hier hast du einen Apfel, hier hast du eine Banane. Was

möchtest du denn haben? Das ist schon Teilhabe bzw. Demokratie und kann sehr gut schon von den Kleinen gelernt werden. Man kann ihnen dazu verhelfen, selbstbestimmt zu handeln und Selbstwertgefühl zu entwickeln.

Die Fluktuation der Betreuungspersonen in der Kindertagespflege ist nicht sehr hoch, weil die Kinder in der Regel, bis sie in den Kindergarten wechseln, bei einer Kindertagespflegeperson verbleiben – abgesehen davon, dass andere Umstände einen Wechsel erforderlich machen. Daher haben sie in der Regel eine sehr stabile Bindung zu ihrer Kindertagespflegeperson.

Gibt es Institutionen, die der Einsamkeit in frühkindlichem Alter vorbeugen können? In dieser Hinsicht habe ich die Familienzentren im Blick, weil die Kooperationen dort die Kindertagespflege bzw. die Rezertifizierung betreffen. Die wiederum haben die Möglichkeit, als Lotse zu fungieren. Das heißt, dass Angebotsformate für Kinder und Eltern angeboten werden können. Kindertagespflegepersonen sind auch gerne bereit, Kooperationen in den Familienzentren einzugehen. Oder die öffentlichen bzw. freien Träger haben Kooperationen mit den Familienzentren. Dort können über Fortbildungen auch Eltern und Kindertagespflegepersonen erreicht werden.

Die Familienzentren können Kooperationen mit den Kindertagespflegepersonen eingehen. Fortbildungsveranstaltungen können als Inhouse-Veranstaltungen angeboten werden. Daran können Eltern bzw. Elternteile teilnehmen.

Das war mein erster Aufschlag zum Thema „Bindung und Depression im frühkindlichen Bereich“.

Vorsitzender Dr. Martin Vincentz: Damit leite ich zur Fragerunde der Fraktionen und der anwesenden Sachverständigen über. Ich schlage vor, die Fragen erst zu sammeln und dann in umgekehrter Reihenfolge den Sachverständigen die Chance geben, diese Fragen zu beantworten. – Das Wort hat Herr Paul.

Stephen Paul (FDP): Ich richte an Herrn Dr. Dietrich die Frage, wie die Unterstützung beim Homeschooling aussehen kann, damit die nachteiligen Folgen für Kinder von Eltern – ich formuliere das einmal so – mit schwächerem Netzwerk verringert werden können?

Des Weiteren habe ich eine Frage in Bezug auf die Corona-Auswirkungen an Frau Professorin Richter. Sie ist auf die Partizipationsrechte von Jugendlichen – als wichtigen Faktor, um Einsamkeit zu verringern – eingegangen. Wie kann Beteiligung bzw. Partizipation aussehen? Was kann da geleistet werden? In dieser Woche gab es eine spannende Diskussion im Landtag über das Wahlalter. Dabei ging es um die Beteiligung von 16-Jährigen und 17-Jährigen bei Landtagswahlen. Hätte die Herabsetzung des Wahlalters aus Ihrer Sicht positive Effekte im Hinblick auf die Verringerung von Einsamkeit bzw. das Empfinden, isoliert zu sein? Hätte das auch vorbeugende positive Effekte im Hinblick auf Einsamkeit?

Britta Oellers (CDU): Vielen Dank für die Vorträge. Ich habe noch Nachfragen. Zunächst frage ich Frau Losch-Engler bezüglich der Erfahrungen, die sie oder die

Tagesmütter in ihrem Verband in den letzten Jahren gemacht haben. Kann man da – im Vergleich zu der Zeit vor zehn oder 15 Jahren – irgendwie Unterschiede zwischen den Familien feststellen? Wie ist der Umgang mit den Kindern bzw. mit den Eltern? Kann man vermehrt Auffälligkeiten feststellen? Dabei geht es einmal um die Eltern, die vielleicht mehr gestresst und hilfloser sind und von daher mehr Unterstützung brauchen. Und weisen die Kinder heute ein anderes Verhaltensmuster auf?

Sie sprachen davon, dass sie, weil die Gruppen klein sind, einen guten Kontakt zu den Eltern haben und auch eine Lotsenfunktion übernehmen können. Kann das hilfreich sein, gewisse Dinge abzuwenden? Natürlich können Sie den Drogenabhängigen nicht clean machen. Das geht leider nicht. Vielleicht aber sehen Sie Impulse, die den Start für das Kleinkind verbessern.

Frau Professorin Richter ist auf den Ganzttag bzw. auf das Bildungssetting eingegangen. Wir haben den offenen und auch den gebundenen Ganzttag. Es gibt unterschiedliche Strukturen. Wollen Sie das verändern bzw. stärken? Oder haben Sie eine ganz andere Auffassung dazu? Sollten die bestehenden Strukturen jetzt geändert werden?

In Bezug auf das Thema „Einsamkeit“ geht es auch um den offenen oder gebundenen Ganzttag bzw. generell um ein ganztägiges Bildungssetting. Es ist aber auch so, dass beispielsweise Familien – Sie sprachen das an und meinten, dass das wichtig sei – und Vereine einen Schwerpunkt darstellen. Können Sie dazu Ihre Sichtweise darstellen? Wie Sie dazu stehen, ist mir noch nicht so ganz klargeworden.

Arndt Klocke (GRÜNE): Von unserer Seite aus sage ich erst einmal herzlichen Dank an die drei Expertinnen und Experten für ihren Input. Das war jeweils sehr informativ und sehr spannend. Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben oder sogar hierhingekommen sind. – Ich habe zunächst eine Frage an Herrn Dr. Dietrich. Er hat die Auswirkungen von Homeschooling in Pandemiezeiten auf Kinder und Jugendliche ausführlich beschrieben. Dabei ging es darum, dass dadurch das Gefühl von Einsamkeit bei den betroffenen Kindern verstärkt wird. Wir werden mit dieser Pandemie wohl nicht nur während der nächsten Monate, sondern vielleicht sogar jahrelang zu leben haben. Gibt es aus Ihrer Sicht – auch unter den Rahmenbedingungen, die wir weiterhin erleben werden; dabei geht es um Homeschooling sowie um die Bedingungen auf den Gebieten Kinder- und Jugendarbeit sowie Bildung – konkrete Forderungen an die Politik? Gibt es etwas, mit dem man der angesprochenen Problematik entsprechend entgegenwirken kann, so dass dieses Gefühl – auch wenn man es nicht sicherlich nicht abschaffen oder eindämmen kann – zumindest eingegrenzt wird?

Frau Losch-Engler hat beschrieben, dass Kindertagespflegepersonen sehr gut auf die individuelle Entwicklung der Kinder eingehen bzw. sie befördern können. Ist das Personal auch heute schon im Hinblick auf dieses Thema ausreichend sensibilisiert und geschult? Wie müsste die Förderung von Personal im Hinblick auf dessen Ausbildung und Qualifizierung bzw. Nachqualifizierung aussehen, damit es zu einer Verbesserung kommt?

Sie haben – ich finde, dass das sehr wichtig ist – auf die Weitergabe von Depressionen und Ängsten bzw. Angsterkrankungen durch vorhergehende Generationen hingewiesen.

Das ist ein Faktor, der bei der Kinder- und Jugendarbeit sowie bei der Schulausbildung leider gar keine Rolle spielt. Das gilt aber auch für die psychosoziale Betreuung. Auch in Kliniken wird das viel zu oft übersehen. Frau Bode und auch andere haben allerdings Ängste und Depressionen bei Angehörigen der Kriegsgeneration sehr intensiv erforscht.

Frau Professorin Richter hat sehr intensive Ausführungen über Bildung, soziale Teilhabe und ökonomische Verhältnisse etc. gemacht und dann über die Auswirkungen dieser Faktoren auf Einsamkeit gesprochen. Dabei ging es auch um die Auswirkungen, die das in der Erziehung auf Kinder und Jugendliche hat. Wir sind eine Enquetekommission des Landtags. Sie haben wahrscheinlich nicht sehr oft die Gelegenheit, mit Politikerinnen und Politikern live zu sprechen. Wir haben mehrere Plenartage mit einer Haushaltsdebatte und Diskussionen über anderen Themen hinter uns. Was würden Sie anführen, wenn Sie jetzt die Chance hätten, uns einmal etwas mit auf den Weg zu geben – abgesehen von der anschaulichen und wichtigen Beschreibung von Tatbeständen, die Sie bereits vorgenommen haben? Um welche Stellschrauben in verschiedenen Bereichen geht es Ihnen konkret? Was müsste sich beispielsweise konkret in den Bereichen Bildung oder Kinder- und Jugendarbeit ändern? Was könnten Politikerinnen und Politiker – beispielsweise mit Blick auch auf den Haushalt – dazu beitragen?

Josef Neumann (SPD): Auch von unserer Seite aus herzlichen Dank für die Stellungnahmen, die Sie hier abgegeben bzw. vorgetragen haben. Ich will mich auf wenige Fragen beschränken. – Meine erste Frage geht an Herrn Dr. Dietrich. Dabei geht es um die berufliche Bildung bzw. die Stärkung von Menschen. In Nordrhein-Westfalen haben wir seit einigen Jahren das Instrument „Kein Abschluss ohne Anschluss“, kurz „KaoA“ genannt. Dabei geht es darum, jungen Menschen beim Übergang aus dem Schulbereich in die berufliche Bildung zu helfen. Des Weiteren soll dadurch ermöglicht werden, dass sie den richtigen Beruf finden. Sofern Sie dieses Instrument kennen, interessiert mich Ihre Einschätzung, inwiefern Sie das als Maßnahme zur Stärkung der beruflichen Bildung von jungen Menschen betrachten. Wir sind das einzige Bundesland, das so etwas umfassend flächendeckend durchführt.

Frau Professorin Richter hat in Ihrem Vortrag mehrfach die Themen „Partizipation“ und „Inklusion“ angesprochen, was jemanden wie mich, der seit Jahren für Inklusion streitet, sehr gefreut hat. Gleichzeitig haben Sie erwähnt, was hier als Infrastruktur notwendig wäre, um bestimmte Tendenzen zu vermeiden. Die Grundfrage lautet: Ist die Infrastruktur die Grundvoraussetzung dafür, um Partizipation und Inklusion zu ermöglichen? Oder ist der Gesamtrahmen der gesellschaftlichen und familiären Verhältnisse einer der zentralen Punkte, der auch angegangen werden muss? Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir alle Probleme, die wir sonst im gesellschaftlichen Bereich haben, in eine tagesstrukturierte Schule verlagern können. In dem Zusammenhang interessiert mich, was da notwendig ist.

Weiterhin frage ich, was der partizipative Ansatz ist, den Sie meinen. Wie stärken ich die Kinder und Jugendlichen, damit sie sich, was ihr Selbstwertgefühl angeht, gestärkt fühlen, um letztendlich nicht ins Abseits zu geraten? Was für partizipative Formen

schlagen Sie konkret vor? Ich glaube, dass es viele unterschiedliche Formen gibt. Wir erleben aber, dass das nach wie vor nicht überall so wirkt. Ich nenne ein Beispiel: In meiner Stadt Solingen gibt es einen Jugendstadtrat, der sich sehr massiv engagiert. Und es gibt einige junge Menschen aus diesem Jugendstadtrat, die bei den Kommunalwahlen für unterschiedliche Parteien kandidiert haben. Wie könnte man dieses Thema aufnehmen, um auch bei den Jüngeren – also nicht erst bei 15-Jährigen, 16-Jährigen oder 17-Jährigen – anfangen zu können, um Partizipation als Mittel zur Stärkung des Selbstwertgefühls zu nutzen?

Frau Losch-Engler hat das Thema „Armut“ – aber auch die damit einhergehenden Zusammenhänge; dabei geht es zum Beispiel um Drogen und Alkohol und alles sonst, was darum herum stattfindet – herausgestellt. Mich würde Folgendes interessieren: Ist das eine Tendenz, die von Jahr zu Jahr zunimmt? Wenn das der Fall ist, frage ich Sie: Ist das etwas, zu dem Sie aufgrund Ihrer Erfahrung sagen können, dass wir Strukturen haben, die das mitbegleiten oder mitbeobachten? Machen diese Strukturen im Sinne eines Kampfes gegen diese Tendenz mit? Sind unsere Jugendamtsstrukturen bzw. die sonstigen begleitenden Strukturen, die es da gibt, ausreichend? Oder erfolgt da eine Art Verselbständigung, der wir hinterherlaufen? Was müsste auf diesem Gebiet eigentlich geschehen?

Sie haben gerade von einem „Nicht-mehr-mitmachen-Können“ gesprochen. Es gibt ein Stück des großen Konsumkuchens, das zur Isolation führen kann. Können Sie ausführen, wie man ärmere Kinder stärken kann, damit sie genau aus dieser Nummer herauskommen?

Prof. 'in Dr. Maike Luhmann (Sachverständige EK IV): Vielen Dank an die drei Sachverständigen für die sehr interessanten Infos. – Ich bin ständige Sachverständige in dieser Kommission und Professorin für Psychologin an der Ruhruniversität und richte meine erste Frage an Herrn Dietrich. Sie haben in Ihrem Vortrag kurz die Bedeutung der digitalen Medien erwähnt und betont, wie wichtig es ist, dass Kinder und Jugendliche gerade in der heutigen Zeit Zugang zu den entsprechenden digitalen Geräten, Medien usw. haben. Das fand ich sehr interessant, weil die Bedeutung digitaler Medien im Kontext von Einsamkeit oft sehr kontrovers diskutiert wird. Das geht eher so in die Richtung, dass man sagt, es sei eher schlecht, wenn Kinder und Jugendliche zu viel Zugang zu digitalen Medien haben. Sie haben, was dieses Thema angeht, eine interessante Perspektive angesprochen. Können Sie noch mehr zu den Vor- und Nachteilen sagen?

Eine weitere Frage richte ich an Frau Professorin Richter. Diese knüpft an die Ausführungen anderer Redner an. Sie haben viel über die öffentlichen sozialen Infrastrukturen – in dem Zusammenhang vor allem über Ganztagschulen – gesprochen. Ich glaube, dass Sie damit auch andere Dinge gemeint haben. Können Sie uns sagen, was es da – abgesehen von ganztägigen Bildungsstätten – sonst noch gibt? Da wir uns mit dem Thema „Einsamkeit und soziale Isolation“ beschäftigen, möchte ich gerne ganz explizit wissen, ob, wie genau und warum eine derartige öffentliche soziale Infrastruktur helfen kann. Was sind da die Mechanismen? Dabei geht es um die Frage, ob

die soziale Eingebundenheit der Kinder und Jugendlichen gut sein kann – oder vielleicht auch nicht.

Frau Losch-Engler, ich fand es sehr spannend, dass sie sagten, dass die Probleme der Eltern an die Kinder weitergegeben werden. Das führe dazu, dass sich die soziale Einsamkeit der Eltern letztendlich auch auf die Kinder auswirken würde. Daraus ergeben sich für mich folgende Fragen: Denken Sie, dass es vielleicht ein gutes Mittel zur Bekämpfung sozialer Isolation und Einsamkeit sein könnte, gar nicht so sehr bei den Kindern anzusetzen, sondern direkt bei den Eltern? Das würde bedeuten, dass man den Eltern in stärkerem Maße entsprechende Unterstützung – auch psychischer oder psychotherapeutischer Art – anbietet. Könnte man den Kindern auf diesem indirekten Weg helfen?

Die nächste Frage an Frau Losch-Engler könnte ich genauso gut Frau Richter stellen. Mich interessiert, inwieweit das Thema „soziale Beziehungen, soziale Eingebundenheit, totale Isolation und Einsamkeit“ bei der Qualifikation der pädagogischen Fachkräfte eine Rolle spielt. Inwieweit wird das im Bildungskontext thematisiert? Es geht aber auch darum, dass die Fachkräfte diesbezüglich ein bestimmtes Hintergrundwissen erwerben. Sie sollten, wenn sie wahrnehmen, dass jemand unter Einsamkeit und sozialer Isolation leidet, wissen, wie man mit diesen Personen umgehen kann. Denn ich könnte mir vorstellen, dass das vielleicht auch für die Kindertagespflegepersonen ein Thema ist, auf das sie nicht immer vorbereitet sind.

Vorsitzender Dr. Martin Vincentz: Gibt es noch Fragen? – Das ist nicht der Fall. Ich gebe den Sachverständigen jetzt die Möglichkeit zu antworten. An alle drei Sachverständigen sind Fragen gerichtet worden. Wir machen es so, dass sie in umgekehrter Reihenfolge beantwortet werden. Also ist zuerst Frau Losch-Engler an der Reihe.

Inge Losch-Engler (Landesverband Kindertagespflege NRW e. V.): Die Fragen an mich lauteten: Gibt es Unterschiede in den Familienstrukturen, die sich jetzt in der Kindertagespflege zeigen? Und gibt es da Auffälligkeiten wie gestresste oder hilflose Eltern? Die gibt es. Ich bin schon sehr lange im Arbeitsfeld der Kindertagespflege tätig. In den letzten 15 Jahren haben wir in der Tat einen signifikanten Anstieg stressgeplagter junger Eltern bzw. Elternteile bemerkt. Die sind teilweise überfordert, so dass die Kindertagespflegepersonen ihnen wie eine Art Hilfsperson in pädagogischen Alltagsfragen zur Verfügung stehen. Sie sagen manchmal: Ich komme mir vor wie ihre Mutter oder wie ihr Vater. Wir haben auch Kindertagesväter.

Sind in Bezug auf das Verhaltensmuster bei Kindern Auffälligkeiten zu beobachten? Natürlich ist auch das der Fall. Ich hatte einen Fall alkoholabhängiger Eltern. Bei dem Vater haben wir es erst einmal nicht vermutet. Die Mutter war im Entzug, während sich die Kinder in der Kindertagespflegestelle befanden. Ich war dort und habe mir zweimal in Gesprächen einen Eindruck verschaffen können und dabei festgestellt, dass der Vater ein Alkoholproblem zu haben scheint. Das war dann auch so. Diese Familie führte ein Orts-Hopping durch. Sobald sie mit Auffälligkeiten aufflogen, zogen sie in eine andere Stadt. Nach vier Wochen waren sie dann jeweils weg. Die drei Kinder waren in der Kindertagespflegestelle. Im Jugendhilfeplan war alles bestens vorbereitet,

die Eltern waren aber irgendwann verschwunden. Das war auch für die Kinder sehr tragisch.

Sie fragten weiter: Gibt es sonst noch Hilfsangebote für die Familien? Wo können sie sich solche holen? Die Fachberatung spielt da eine sehr zentrale Rolle. Deswegen haben wir jetzt im KiBiz dafür gekämpft, dass sie anders ausgestaltet wird; denn bei der Kindertagespflegeperson kommen all die genannten Fragestellungen und Problematiken bzw. Auffälligkeiten an. Sie kann sich mit ihrer Fachberaterin auseinandersetzen. Gemeinsam können sie dann eine Strategie entwickeln, um den betreffenden Familien in irgendeiner Form zu helfen. Dabei geht es um die Frage, was am besten bzw. günstigsten ist.

In Bezug auf diesen Schritt hoffe ich, dass wir mehr Fachberatungspersonal bzw. Stundenkapazitäten bekommen, damit man dort Probleme auffangen kann. Diese Beratungen haben zugenommen. Wir müssen darauf schauen, dass die Eltern einen Strauß von Angeboten bekommen, dass sie also wählen können. Eltern geben erst einmal nicht zu, dass sie unter Druck stehen oder dass sie abhängig sind. Vielmehr wollen sie das Beste für ihr Kind. Sie haben – auch das müssen wir berücksichtigen – Angst vor Sanktionen. Demzufolge wird das alles erst einmal vertuscht. Die Kindertagespflegeperson kann da sehr schnell reagieren. Sie kann auf die Fachberatung zurückgreifen. Dann kann man noch einmal beraten, was man den Eltern in der öffentlichen oder freien Jugendhilfe anbieten kann.

Weitere Fragen lauteten: Ist das Personal bereits dementsprechend ausreichend qualifiziert? Oder muss es eine Verbesserung in der Qualifizierung geben? Wir hatten bisher das Curriculum des Deutschen Jugendinstituts mit 160 Unterrichtseinheiten. Jetzt gibt es das kompetenzorientierte Qualifizierungshandbuch – kurz „QHB“ genannt – mit 300 Unterrichtseinheiten. Es sind aber – ich habe es ausgerechnet – 567. Dort gibt es verschiedene Module. Es gibt Kommunikationsmodule und Module für Prävention im Zusammenhang mit dem Thema „Kindeswohlgefährdung“, das ich eben erwähnte.

Ich bearbeite stets zentrale Themen wie „häusliche Gewalt“, „Verwahrlosung“ und „sexueller Mißbrauch“. Immer wieder bin ich sehr überrascht, wenn mir Kindertagespflegepersonen berichten, dass auch sie so etwas in ihrem Freundeskreis bzw. in der Nachbarschaft feststellen. Sie sind mehr denn je sensibilisiert und bemerken, dass so etwas gehäuft auftritt. Wenn wir diese Sensibilität geweckt haben, ist das gut. Ein QHB mit 567 Stunden genügt jedoch nicht. Wir sind aber froh, dass wir jetzt erst einmal genügend auf den Weg gebracht haben.

Die Kindertagespflegepersonen müssen pro Jahr, was Fortbildung anbelangt, eine bestimmte Anzahl von Unterrichtseinheiten nachweisen. Dabei wird immer darauf geschaut: Was ist jetzt gerade wichtig für uns? Ist es wichtig, sich zum Beispiel noch einmal den Kinderschutz anzuschauen? Oder ist es wichtig, die Kommunikation mit den Eltern zu hinterfragen? Sollten wir uns da noch einmal kundig machen? – Das ist sehr flexibel und wird in der Regel vor Ort entschieden. Die Fortbildungseinheiten in NRW erstrecken sich von sechs Stunden bis hin zu 80 Unterrichtseinheiten pro Jahr. Das wird vonseiten des öffentlichen Jugendhilfeträgers gefordert.

Des Weiteren wurde nach Abhängigkeiten gefragt. Wenn ich bei Eltern so etwas sehe, schaue ich nach Möglichkeiten, ihnen begleitende Maßnahmen anzubieten. Wir als Kindertagespflegepersonen richten bei den Qualifizierungsmaßnahmen den Fokus auf die Fragen: Wo hört meine Arbeit bzw. Zuständigkeit auf? Und wo muss ich die nächste Hilfe holen? Das ist so wie bei einem Hausarzt, der sagt: Dafür bin ich nicht mehr zuständig, sondern der Dermatologe. So ist das auch bei der Kindertagespflege. Das wird uns im Rahmen der Qualifizierungsmaßnahmen sehr intensiv nahegebracht. Ich muss die Lotsenfunktionen kennen, und ich muss wissen, wo es welches Hilfesystem gibt. Es gibt auch die Frühen Hilfen, die vom Bund initiiert worden sind. Da hat sich schon einiges vor Ort gebildet. Dort muss einfach weitergeleitet werden. Bei Kindertagespflegepersonen – wenn sie nicht gerade Psychologinnen sind; die haben wir allerdings auch, es sind aber nur ganz wenige – muss irgendwo eine Grenze gesetzt werden, wenn etwas nicht mehr zu ihrem Aufgabenbereich bzw. in eine andere Zuständigkeit gehört.

Wenn Abhängigkeiten bzw. Verhaltensweisen zur Familientradition gehören, wenn diese also in der Familie an die Kinder weitergegeben werden, muss man erst einmal wissen, um welches System – nämlich um ein solches der Übernahme – es sich handelt. Bei dem, was das Kind mir spiegelt, handelt es sich um eine Familiengeschichte, die aufarbeitungswürdig ist. Das kann eine Kindertagespflegeperson nur manchmal leisten. Da kann dann vielleicht die Fachberatung helfen, etwas herauszufinden.

Wenn Eltern ihre Probleme ansprechen und sich helfen lassen wollen, kann man zunächst sagen: Okay, da liegt etwas vor. Die Kindertagespflegepersonen können aber vielleicht nicht helfen. Dann muss das weitergeleitet werden, und es muss darauf geschaut werden, was als Nächstes angesagt ist bzw. welches soziale System weiterhelfen kann.

Des Weiteren wurde das Thema „soziale Beziehungen und Eingebundenheit“ angesprochen. Ich habe gerade eben dazu festgestellt, dass es im Rahmen des QHB Module gibt, in deren Rahmen das thematisiert wird. Die Lernfelder der pädagogischen Fachausbildung habe ich jetzt nicht so parat. Ich kann Ihnen nicht sagen, ob das da eine große Rolle spielt. Vielleicht kann Frau Richter etwas dazu sagen.

Prof.‘in Dr. Martina Richter (Universität Duisburg-Essen): Die von Ihnen gestellten Fragen berühren sicherlich zu einem großen Teil meine Forschung. Ich werde jetzt einmal zwei oder drei Punkte herausgreifen, wo ich den Eindruck hatte, dass sie von besonderem Interesse sind.

Ich spreche über meine Forschung aus einer erziehungswissenschaftlichen und sozialpädagogischen Perspektive heraus. Das heißt, dass ich mich insbesondere für Prozesse des Aufwachsens von Kindern bzw. Jugendlichen interessiere. Dabei geht es um die Frage, wie sie heute in pädagogischen Institutionen aufwachsen und wie das im Verhältnis zu Familien stattfindet.

Daran schließen sich verschiedene Fragen an. Sie betreffen einerseits die Familie, andererseits aber geht es dabei um die Frage: Was passiert heute eigentlich in pädagogischen Institutionen, beispielsweise im Rahmen des ganztägigen Bildungssettings

oder der Ganztagschule? Ich spreche immer von ganztägigen Bildungssettings, weil das meines Erachtens ein Setting ist, das nicht nur Schule darstellt. Vielmehr handelt es sich um ein Setting verschiedener Akteure, das auch die Kinder- und Jugendhilfe umfasst. Diese Akteure bringen in stärkerem Maße einen Blick auf die Lebenswelt in die Schule hinein. Dabei geht es nicht um die Vermittlung von Inhalten. Das ist vielleicht eher die Aufgabe von Lehrerinnen und Lehrern. Die Lebenswelt wird so für Kinder und Jugendliche in besonderer Weise wahrgenommen. Entscheidend für sie ist, dass sie auch so gesehen wird.

Damit leite ich zur Frage der Partizipation über. Aus meiner Forschungsperspektive heraus kann das nicht in einen kausalen Zusammenhang gestellt werden. Die Frage von Einsamkeit und sozialer Isolation ist sehr unterschiedlich auszudeuten. Wenn gesagt wird, dass ein bestimmtes pädagogisches Setting Einsamkeit bedeutet, ist das aus meiner Forschungsperspektive heraus erst einmal nicht zu beantworten. Mich interessieren eher die Fragen der Teilhabe, der Eingebundenheit in soziale Bezüge und der Inklusion.

Es lässt sich, kein Zusammenhang zwischen der Partizipation und der Einsamkeit herstellen. Bei Partizipation geht es nach meinem Verständnis erst einmal darum, Kinder und Jugendliche in demokratische Strukturen einzubinden und ihnen die Möglichkeit zu geben, sich in institutionellen Settings – wie Kindertagesstätten und Schulen; das gilt aber auch für andere Jugendhilfesettings wie Jugendverbandsarbeit – zu bewegen. Das sind zentrale pädagogische Settings, in denen Kinder und Jugendliche heute aufwachsen und eine demokratische Mitbestimmung erfahren sollten.

Es gibt interessante Untersuchungen zum Beispiel von meinem Kollegen Benedikt Sturzenhecker, die aufzeigen – dies schließt an die Ausführungen meiner Vorrednerin an –, wie Kinder sich schon im Kita-Alter mit hoher Motivation bzw. Aufmerksamkeit in Bezug auf die Frage einbringen können, wie Dinge in ihrer Kita entschieden werden. Dabei geht es nicht nur darum, was es jeweils zum Mittagessen gibt oder mit welcher Farbe die Wand angestrichen werden soll. Vielmehr geht es auch um die Frage, wie die Strukturen in der Kita organisiert sind und wie die Kinder in einer institutionell verankerten Art und Weise mitbestimmen können. Damit soll – ich drücke es einmal so aus – verhindert werden, dass Dinge einmal stattfinden und dann wiederum nicht. In den Kitas ist also eine strukturierte Form der Beteiligung an Entscheidungsprozessen vonnöten. Benedikt Sturzenhecker und Raingard Knauer zeigen, dass das in beeindruckender Art und Weise bereits schon für die Kitas gilt.

In gleicher Weise kann man das auch im Hinblick auf die Ganztagschulen diskutieren. Die Frage ist nur: Sind Kinder und Jugendliche so in die Prozesse eingebunden, dass sie an den Strukturen mitwirken können und man nicht an bestimmten Punkten – zum Beispiel bei der Entscheidung über das Mittagessen – stehenbleibt. Vielmehr geht es um die Fragen: Wie arbeiten wir hier zusammen? Wie ist der Tag in der Schule strukturiert? Wie werden Unterrichtsformen organisiert? Wie wird die Zusammenarbeit zwischen Lehrerinnen, sozialpädagogischen Fachkräften, Schulsozialarbeitern sowie Kindern und Jugendlichen organisiert? Die grundlegenden Fragen bezüglich der Institution berühren die Partizipation. Meines Erachtens gibt es noch Möglichkeiten, das in Bezug darauf auszubauen, wie die Einflussmächtigkeit bzw. die Wirkmächtigkeit auch

für Kinder und Jugendliche realisiert werden kann, damit ihre Stimme Gehör findet und zu einer Konsequenz führt.

Von daher verfolge ich mit Interesse die Debatte um das Wahlrecht von Jugendlichen. Ich denke, das ist eine politische Debatte. Heute spreche ich hier als Forscherin und gebe deshalb den Hinweis, dass Kinder schon im frühesten Alter in der Lage sind, an demokratischen Strukturen zu partizipieren und sich einzubringen. Man muss dafür frühzeitig einen Möglichkeitsrahmen schaffen. Dann können die Kinder und Jugendlichen frühzeitig partizipieren.

Ich komme – daran anschließend – zur Frage der Inklusion, die durchaus Einzug in die pädagogischen Institutionen hält. Meines Erachtens wird – ich spitze vielleicht etwas zu – die Debatte um Inklusion an vielen Stellen noch zu sehr auf die Barrierefreiheit fokussiert. Es geht nicht nur darum, eine bestimmte Rampe oder etwas Ähnliches zu installieren, sondern darum, Bildungsstrukturen grundlegend zu reformieren. Man sollte aber nicht nur dabei stehenbleiben, sondern wir haben es bei Inklusion mit gesamtgesellschaftlichen Fragen in Bezug darauf zu tun, wie wir Inklusion denken.

Der Begriff „Inklusion“ ist aus meiner Sicht ein Begriff, der soziale Ungleichheit in der Breite denkt und nicht bei einem bestimmten Begriff von Behinderung stehenbleibt, der wiederum auch immer eine bestimmte Vorstellung von Normalitäten in Bezug darauf transportiert, wie Kinder oder Jugendliche – überhaupt Menschen – zu sein haben. Da gibt es bestimmte Normalitätsbilder, die grundlegend hinterfragt werden müssen, um so etwas wie Inklusion in angemessener Art und Weise beantworten zu können und um Schule grundlegend zu verändern.

Mit Blick auf die Frage bezüglich der Qualifizierung von Lehrkräften und weiteren pädagogischen Fachkräften möchte ich Folgendes feststellen: Durch die Einführung von Assistenzen bzw. Inklusionshelfer*innen – ich glaube, dass diese sehr viel ermöglichen, was die Forschungen durchaus zeigen – kann ein Autonomiegewinn für Kinder und Jugendliche ermöglicht werden. Gleichzeitig sind aber noch grundlegende Prozesse im Hinblick darauf nötig, wie wir Bildung bzw. Bildungsinstitutionen zugänglicher machen bzw. stärker öffnen können, damit Kinder und Jugendliche entsprechende Möglichkeiten haben. Ich glaube, dass da noch vieles möglich und aus pädagogischer Perspektive heraus zu denken ist.

Daran anschließend komme ich zur Beantwortung der Frage bezüglich der Gestaltung von Ganztagschulen. In NRW gibt es Ganztagschulen bzw. ganztägige Bildungssettings. Darin ist viel Dynamik enthalten. Es zeigt sich dabei auf der einen Seite, dass es eine Ressourcenfrage in Bezug darauf ist, wie die Gestaltung von ganztägigen Settings möglich ist bzw. wie mit qualifizierten Fachkräften so ein Setting gestaltet werden kann. Des Weiteren geht es um die Frage – da ist, glaube ich, eine weitere Bearbeitung erforderlich –, wie ein Gefüge aus Kinder- und Jugendhilfe, Schule sowie Familie gestaltet werden soll. Gerade Eltern bzw. Familien sind da zu wichtigen Akteuren geworden. Aber auch hier stellt sich – das ist immer meine Blickrichtung – die Frage: Wie gestalten wir die pädagogischen Institutionen? Man sollte im Sinne dessen, was ich gerade angedeutet habe, den Blick weniger auf den einzelnen Akteur richten. Es sollte also keine individualisierende Problemzuschreibung vorgenommen werden, bei der es um die Frage geht, wo das Problem bei den Kindern oder bei den Eltern liegt. Man

sollte eher darauf schauen, wie pädagogische Settings angelegt sein können, um bestimmte Dinge zu ermöglichen und Problemlagen zu bearbeiten.

Der Begriff „familiäre Verhältnisse“ ist gerade genannt worden. Auch hier sollte die Heterogenität von Familie in den Blick genommen werden. Familiäre Konstellationen stellen sich heute anders dar. Deswegen spreche ich von der sozialen Infrastruktur. Dem muss Rechnung getragen werden. Die unterschiedlichen Bedingungen, die in den Familien stattfinden müssen, sollten heute in den Institutionen entsprechend aufgenommen bzw. konzeptionell mitgedacht werden. Dies bedeutet, bestimmte Normalitätsvorstellungen, die zu sozialen Ausschlüssen führen, in Frage zu stellen. Das ist eine Frage von Inklusion.

Ich komme zur Gestaltung sozialer Beziehungen und spreche in dem Zusammenhang die Qualifikationsfrage an. Das ist sicherlich ein Gegenstand, der im Rahmen der Hochschulbildung – und dazu kann ich etwas sagen – behandelt werden muss. Dabei geht es um die Frage: Wie gestalte ich Beziehungen zu Kindern, Jugendlichen und Eltern? Meines Erachtens geht es hier darum, ein Wissen über Kindheiten bzw. die Jugend sowie über die heutigen familiären Realitäten zu vermitteln. Wenn man als Lehrerin, Sozialpädagogin oder Sozialarbeiterin tätig ist, sollte man mit entsprechendem Wissen darüber in die Beratung gehen, um im individuellen Unterstützungsfall Optionen aufzeigen zu können. Im Hinblick darauf kann es kein standardisiertes Rezeptwissen geben. Vielmehr geht es dabei um ein Wissen über bestimmte Strukturen und Zusammenhänge in Bezug darauf, wie sich Familienkonstellationen heute anders darstellen und wie hier Strukturen wirkmächtig werden müssen, welche auch die Familien in ihrer Unterschiedlichkeit wahrnehmen und unterstützen. Es dürfen nicht die einen begünstigt werden, während sich bestimmte Strukturen für andere als ungünstig darstellen.

Ich glaube, dass dies in den Blick zu nehmen ist. Es ist, glaube ich, Anspruch der Lehre, dieses Wissen über Kindheit, Jugend und Familie bzw. über das Aufwachsen in pädagogischen Institutionen bereitzustellen, um das dann wiederum in Einzelfall zur Anwendung zu bringen.

Dr. Hans Dietrich (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, IAB, der Bundesanstalt für Arbeit): Eine Ihrer Fragen betraf Möglichkeiten zur Verbesserung von Homeschooling. Mit Blick auf sozial benachteiligte Herkunftsfamilien stellt sich hier die Frage, wie die technische Ausstattung der Schüler verbessert werden kann. In diesem Zusammenhang ist etwa an die Versorgung mit Tablets, Laptops oder Computer zu denken. Es geht dabei aber auch wesentlich um den Netzzugang der Schüler, damit eine vernünftige Interaktion mit der Schule ermöglicht werden kann.

In den USA konnte mit randomisierten Experimenten, bei denen Eltern gezielt mit Laptops ausgestattet wurden, gezeigt werden, dass die Lernfortschritte der Kinder und Jugendlichen gefördert bzw. die Interaktionen mit der Schule verbessert wurden. In Deutschland ist sowohl die Digitalisierung der Schulen als auch die digitale Einbindung der Eltern in die Lernprozesse der Kinder noch relativ wenig entwickelt.

Mit Blick auf enge Wohnverhältnisse könnte etwa darüber nachgedacht werden, ob nicht so einfache Dinge wie zum Beispiel Headsets wichtig sind, damit die Schülerinnen und Schüler nicht von den Geräuschen in der Wohnung belästigt bzw. gestört werden und dem Unterricht vernünftig folgen können. Das könnten einfache, aber zielführende und relativ günstige Lösungen sein. Dabei geht es nicht nur darum, technisches Equipment zur Verfügung zu stellen, sondern auch darum, dass in der Familie das Wissen verankert wird, wie die technische Ausstattung konstruktiv für die Lernförderung eingesetzt werden kann. Dafür muss Verständnis entwickelt werden. So etwas kann nicht gegen die Eltern erreicht werden, sondern nur mit ihnen.

Eine weitere Frage betraf die Bedeutung der Schulen in diesem Kontext. Die Covid-19-Pandemie hat Schwächen des Bildungssystems aufgezeigt. Schulen können bis zu einem gewissen Umfang kompensatorische Erziehungsarbeit leisten, wenn etwa bildungsferne Eltern nicht genügend Unterstützung leisten können. Dieser kompensatorische Effekt ist in Covid-19-Zeiten zurückgegangen.

Die Lehrer waren mehr oder weniger gut auf ein Homeschooling vorbereitet. Bei der Lehrerausbildung sollte eine entsprechende Qualifikation künftig stärker berücksichtigt werden. Aber auch im Hinblick auf die künftige Organisation und Gestaltung des Unterrichts sollten in stärkerem Maße digitale Komponenten berücksichtigt werden, damit besser auf in der Zukunft erfolgende mögliche Schulschließungen reagiert werden kann. Von daher ist es auch wichtig, eine digitale Interaktion zwischen Lehrern und Schülern vorzusehen und ein entsprechendes Feedbacksystem aufzubauen. Gerade das Feedback von Lehrkräften kann zur Motivation der Schüler, die sich im Homeschooling befinden, beitragen. Die Politik kann hier in der Tat durch gezielte Ansätze auch die kompensatorische Funktion gerade bei leistungsschwächeren Schülern und bildungsferneren Familien stärken.

Eine weitere Frage bezog sich auf die berufliche Bildung. Das ist ein Ansatz, den ich sehr unterstütze. Ich beschäftige mich intensiv mit dem Zusammenhang von beruflicher Bildung und Beschäftigung. Die Bundesagentur für Arbeit versucht bundesweit durch Programme, die dem Gedanken „Kein Jugendlicher darf verlorengehen“ folgen, die Bildungsketten dynamisch zu gestalten und weiterzuentwickeln. NRW unternimmt in dieser Hinsicht auf Landesebene gute und wichtige Schritte. Wir wissen, dass dieses Konzept insbesondere mit Blick auf sozial benachteiligte junge Menschen eine wichtige Rolle spielt. Gerade Kindern aus bildungsfernen Elternhäusern verlassen die Schule deutlich häufiger ohne Abschluss und erreichen auch häufiger keine berufliche Ausbildung. Es gelingt ihnen auch seltener, über berufsvorbereitende Bildungsangebote eine Brücke hin zu einer betrieblichen oder schulischen Ausbildung zu finden.

Die genannten Ansätze sind von daher wichtig. Sie müssen regelmäßig weiterentwickelt werden. Insofern macht es auch Sinn, im weiteren Lebensverlauf berufliche Bildung nachzuholen. Auch hier zeigen sich deutliche Effekte der sozialen Herkunft. Demzufolge sind entsprechende Förderprogramme nicht einfach zu gestalten. Denn es geht nicht nur darum, Ausbildungsangebote zur Verfügung zu stellen, sondern es ist auch darauf zu achten, dass etwa das finanzielle Setting hinreichend ausgestattet ist. Viele niedrigqualifizierte Personen können es sich nicht leisten, in einer weiteren Ausbildungsphase keinen Verdienst zu haben. So muss die Vereinbarkeit zwischen

Weiterbildung und Aufrechterhaltung von Arbeitsverhältnissen bedacht und gestaltet werden.

Die letzte Frage bezog sich auf die Wirkung der digitalen Medien. Wir beschäftigen uns gerade mit der vertieften Berufsberatung in Gymnasien. Auch hier gewinnt die Onlineberatung von Jugendlichen, die eine Ausbildungsoption suchen, an Bedeutung. Ich denke, dass diese neuen Möglichkeiten eine Perspektive haben. Es wird spannend zu sehen sein, wer diese Möglichkeiten in Anspruch nimmt bzw. damit umgehen kann.

Im Kontext der Covid-19-bedingten Schulschließungen hat sich gezeigt, dass sich die digitale Nutzung nicht auf Onlinespiele beschränkt, sondern dass sie deutlich mehr Möglichkeiten bietet. In diesem Zusammenhang möchte ich auf eigene aktuelle Befunde eingehen: Die digitale Nutzung hat dazu beigetragen, soziale Kontakte zu Familienangehörigen, aber auch zu Freunden oder Mitschülern aufrechtzuerhalten. Ich denke, dass es nun darum geht, diese Optionen auch für den Lernprozess konstruktiver zu nutzen, um so neue Zugänge etwa zu leistungsschwächeren Jugendlichen zu gewinnen. So etwas ist sicherlich ambivalent; es enthält Chancen und Risiken. Schulen sollten in Bezug auf eine Internet – bzw. Mediennutzung aber sehen, welche Chancen, aber auch Risiken und Gefahren damit verbunden sind. Von daher ist zu überlegen, wie Homeschooling künftig konstruktiver zu nutzen ist. Auch sollten Möglichkeiten einer Verstärkung kompensatorischer Bildungsarbeit in Betracht gezogen werden. Insofern bietet das Internet Optionen, die weiter ausgebaut werden sollten.

Vorsitzender Dr. Martin Vincentz: Gibt es an dieser Stelle den Wunsch nach Rückfragen? – Das ist nicht der Fall. Wir hatten miteinander verabredet, den Sachverständigen die Möglichkeit einzuräumen, untereinander Fragen zu stellen. Gibt es in dieser Hinsicht noch Bedarf? – Auch das ist nicht der Fall. Dann bedanke ich mich dafür, dass Sie uns die Möglichkeit gegeben haben, auf Ihren Sachverstand zurückzugreifen, und möchte mich im Namen der Kommission von Ihnen verabschieden. Danke schön.

(Beifall)

Damit sind wir am Ende des öffentlichen Teils der Sitzung angekommen. Ich schlage vor, dass wir für fünf Minuten unterbrechen. Wir machen danach mit dem nichtöffentlichen Teil weiter.

gez. Dr. Martin Vincentz
Vorsitzender

Anlage

09.11.2020/09.11.2020

5

Stand: 09.10.2020

Anhörung von Sachverständigen
Enquetekommission II
"Bildung und Einsamkeit"Freitag, dem 9. November 2020
13.30 bis 16.00 Uhr, Plenarsaal**Tableau**Rückmeldung bis 30.09.2020
Stellungnahme bis 02.10.2020

eingeladen	Teilnehmer/innen	Stellungnahme
Herr Inge Losch-Engler Landesverband Kindertagespflege Meerbusch	Inge Losch-Engler	17/3100
Herr Dr. Hans Dietrich Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) Nürnberg	Dr. Hans Dietrich (über Videostrea- m)	17/3085
Frau Professorin Dr. Martina Richter Universität Duisburg-Essen Essen	Professorin Dr. Martina Richter Katharina Sufryd	----

ABSAGEN VON EINGELADENEN EXPERTEN

Herr Professor Dr. Heiner Barz Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf Düsseldorf	----
Frau Dorle Mesch Landesarbeitsgemeinschaft Schulsozialarbeit NRW e.V. Bergheim-Glessen	----
Frau Anja Niebuhr Zentrum für Schulpsychologie Düsseldorf Düsseldorf	----
Frau Professorin Dr. Gasteiger Klicpera Karl-Franzens-Universität Graz Graz (Österreich)	----
Frau Sylvia Steinhauer-Lisicki Johanniter-Unfall-Hilfe e.V. Köln	----